

Hachberg Mosaik

Geschichte und Geschichten aus dem Hachbergerland

Schriftenreihe der Hachberg-Bibliothek Emmendingen

Ausgabe Nr. 15 Nov. 2018

Im Burghof der Ruine Landeck.

Wilh. Kammerer

Vom Berge schaust du, altersgraues Schloß,
aus öden, hohen Fensterbogen
zerstört, zerfallen, stumm ins Land hinaus.
Als deine Ritter noch zum Kampfe zogen,
und saßen dann nach oftmals beutereichem Zug,
beim leckern Schmaus,
wie war in dir der Jubel groß!
Ein Flüstern geht durch der Gesträuche Laub:
Die ganze Herrlichkeit zerrann im Flug
und alles sank in Schutt und Laub! —
Ei, prächtig mag, so glaubt man nun,
das Leben droben und der Junker Tun
beneidenswert und wunderschön
gewesen sein auf solchen Höhn!

Ach, wünscht nicht jene Zeit zurück,
wo auf den stolzen Burgen dort
beim Mahle lustig kreiste der Pokal
und auf der Herren Machtgebot
da drunten unter hartem Druck und Not,
Armut und Elend Ort für Ort
die Hörigen sich quälten ab im Tal!

Der rauhen Wirklichkeit weicht bald der Traum.
Niemals, dies lehren alle Trümmer,
hält Stand der Freude bunter Schimmer;
für dauernd Glück hat diese Welt nicht Raum!

Q.: Breisgauer Sonntagsblatt 1913



Quelle: Naeher/Maurer, Burgen und Schlösser des Breisgaves, Dölter, Emmendingen, 1884

Heute: Bemühungen zum Erhalt der Burgruine

Der „Förderverein zur Erhaltung der Burgruine Landeck e.V.“ nimmt sich, zusammen mit den Denkmalbehörden und der Gemeinde Teningen, dem Erhalt und der Pflege der „Landeck“ an, ebenso der Erforschung im Hinblick auf ihre historische, kunstgeschichtliche und kulturelle Bedeutung. Das ganz große Zukunfts-Vorhaben des Vereins ist die Wiederherstellung der Burgkapelle.

Anmerkung der Schriftleitung:

Inzwischen sind die Sicherungsmaßnahmen so weit gediehen, dass die Ruine wieder begangen werden darf. Ein Besuch lohnt sich zu jeder Jahreszeit, besonders an klaren Tagen. Dann bietet sich eine wunderbare Sicht auf die Breisgauer Bucht und weit darüber hinaus – übrigens: auch vom Burgcafe aus!

Der rechte Barbier*Adelbert von Chamisso*

Und soll ich nach Soldatenart
 Mir Kinn und Wange putzen,
 So will ich meinen langen Bart
 Den letzten Tag noch nutzen.
 Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
 Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
 Soll mancher noch erzittern!

»Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
 Ihm wird der Hafer frommen.
 Habt Ihr Barbierer hier im Ort?
 Laßt gleich den rechten kommen.
 Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
 Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
 Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
 Du sollst den Bart mir kratzen;
 Doch kitzlig sehr ist meine Haut,
 ich biete hundert Batzen;
 Nur, machst du nicht die Sache gut,
 Und fließt ein einziges Tröpflein Blut, -
 Fährt dir mein Dolch ins Herze.«

Das spitze, kalte Eisen sah
 Man auf dem Tische blitzen,
 Und dem verwünschten Ding gar nah
 Auf seinem Schemel sitzen
 Den grimmen, schwarzbehaarten Mann
 Im schwarzen, kurzen Wams, woran
 Noch schwärzre Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast;
 Er will die Messer wetzen;
 Er sieht den Dolch; er sieht den Gast;
 Es packt ihn das Entsetzen;
 Er zittert wie das Espenlaub,
 Er macht sich plötzlich aus dem Staub
 Und sendet den Gesellen.

„Einhundert Batzen mein Gebot,
 Falls du die Kunst besitzt;
 Doch, merk es dir, dich stech ich tot,
 So du die Haut mir ritze.“
 Und der Gesell: „Den Teufel auch!
 Das ist des Landes nicht der Brauch.“
 Er läuft und schickt den Jungen.

„Bist du der Rechte, kleiner Molch?
 Frisch auf! fang an zu schaben;
 Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
 Das beides ist zu haben!
 Und schneidest, ritzezt du mich bloß,
 So geb ich dir den Gnadenstoß;
 Du wärest nicht der erste.“

Der Junge denkt der Batzen, druckst
 Nicht lang und ruft verwegen:
 „Nur still gesessen! nicht gemuckst!
 Gott geb Euch seinen Segen!“
 Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
 Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
 „Gottlob! nun seid Ihr fertig.“

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
 Du bist ein wahrer Teufel!
 Kein anderer mochte den Gewinn,
 Du hegstest keinen Zweifel;
 Es kam das Zittern dich nicht an,
 Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
 So stach ich dich doch nieder.“

„Ei! guter Herr, so stand es nicht,
 Ich hielt Euch an der Kehle;
 Verzucktet Ihr nur das Gesicht
 Und ging der Schnitt mir fehle,
 So ließ ich Euch dazu nicht Zeit;
 Entschlossen war ich und bereit,
 Die Kehl Euch abzuschneiden.“

„So, so! ein ganz verwünschter Spaß!“
 Dem Herrn ward's unbehäglich;
 Er wurd auf einmal leichenblass
 Und zitterte nachträglich:
 „So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
 Doch hat es Gott noch gut gemacht;
 Ich will's mir aber merken.“

(Adelbert von Chamisso; * 30.1. 1781 bei Ante/Frankreich; † 21.8. 1838 in Berlin)
 Chamisso gilt nach heutigem Verständnis als einer der ersten „Europäer“

Bedeutung des unterschiedlichen Glockenlätens am Beispiel Sexau

Botho Jenne, Pfarrer zu Sexau [*inzwischen Pfarrer im Bleichtal*]



Ev. Kirche Sexau
Zeichnung: Bernd Kellner (2017)

Liebe Sexauerinnen und Sexauer.

Fast schon gespenstisch ruhig war es bis vergangenen Samstag rund um den Kirchturm. Ein Blitz hatte mehr Spannung entladen, als der elektronischen Steuerung der Kirchturmuhre und den Glocken gut tat. Sie quittierte daraufhin kurzerhand ihren Dienst. Inzwischen kreisen die Zeiger wieder um die großen Zifferblätter und die Glocken sind ebenfalls wieder zu hören. Wann sie allerdings schlagen und läuten und mit welcher Botschaft, das scheint mir in unserem Dorf in Vergessenheit geraten zu sein. Deshalb hier der Versuch einer Aufklärung.

In unserem Kirchturm hängen drei Glocken, gestimmt auf die Töne gis', ais' und cis' (gut gebildete Musiker unter ihnen werden sofort sagen können, welchen Akkord dies im Zusammenklang ergibt, ihr Pfarrer kann es auf die Schnelle nicht). Die kleinste stammt aus dem Jahr 1920, die beiden größeren aus dem Jahr 1949, sie bestehen aus Bronze und sind 210, 381 und 525 kg schwer.

In Schwingung gebracht und damit hörbar wird die Bronze auf zwei Wegen. Seitliche Hämmer, die auf die ruhig hängende Glocke schlagen erzeugen den Stundenschlag. Wird die Glocke in Bewegung gesetzt (früher durch Muskelkraft und Seil, seit 1959 per Elektromotor) schlägt der in ihr hängende Klöppel gegen die Hülle und es „läutet“. Damit die Nachbarn nicht aus dem Bett fallen, wenn die Glocken loslegen und Tauben sie nicht verkoten, wurden die schönen neugotischen Schallluken in den 70er Jahren von innen mit Brettern verschalt.

Wie ist der Stundenschlag zu deuten? Die kleine Glocke zeigt die Viertelstunden an (1 Schlag = viertel, 2 Schläge = halb, 3 Schläge = dreiviertel oder viertel vor). Ein kleiner Exkurs: Die alemannischen Badener zeigen mit ihrem Sprachgebrauch an, dass sie (im Gegensatz zum Rest der Republik) nach vorn gewandte Leute sind. So heißt 8.15 Uhr hier nicht etwa „Viertel nach 8“ sondern „viertel nini“, 9.30 Uhr „halber zehni“ und 10.45 Uhr konsequenterweise auch nicht viertel vor 11,

sondern „dreiviertel elfi“, isch doch logisch, oder? Ende des Exkurses.

Ist die Stunde voll, ertönen zunächst vier Schläge der kleinen Glocke, dann von der größeren (= tieferen) Glocke die zur Uhrzeit passende Zahl der Schläge.

Leider fast völlig aus dem Bewusstsein der Sexauer geschwunden sind die drei täglichen Gebetszeiten, die durch Geläut der mittleren Glocke, die die Aufschrift „Wachet und betet!“ trägt, angezeigt werden: morgens um 7 Uhr, mittags um 11 Uhr und abends um 7 Uhr. Dass das erste Läuten nicht wie es der Tradition entspricht um 6 stattfindet, geschieht aus Rücksicht auf Ausschlafwillige. Dass das zweite Läuten vor Urzeiten von 12 auf 11 Uhr vorverlegt wurde, geschah mit Rücksicht auf die Bäuerinnen, die so in armbanduhrloser Zeit erfuhren, wann es Zeit war, die Arbeit in Hof oder Feld zu beenden und an den Herd zu eilen. Das abendliche Betzeitläuten war früher das Zeichen für die Schulkinder, in die Häuser zu gehen.

Ab der Konfirmation galt man als „ledig“ und durfte etwas länger draußen bleiben. Sicher sind verbindliche Gebetszeiten nicht mehr unbedingt kompatibel mit unseren derzeitigen Arbeits- und Tagesrhythmen, feste Gebetszeiten haben aber den Vorteil, dass das Wann und Wie des Betens nicht in die Beliebigkeit abrutscht und irgendwann ganz unterbleibt oder nur noch passiert, wenn Not am Mann oder der Frau ist. Die Empfehlung daher: Geben Sie ihrem Gebet eine Regelmäßigkeit, geben Sie darin dem Dank viel Raum!

In früheren Zeiten wurde gelegentlich „Sturm geläutet“, wenn Unwetter drohten, Brände ausbrachen, Mobilmachung ausgeordnet wurde, jedenfalls etwas anstand, was in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit aller im Dorf erregen sollte. Besonders festliche Momente wurden ebenfalls mit Glockengeläut sowie Salut- oder Böllerschüssen (die böse Geister verjagen sollten) akustisch unterlegt. Das Einläuten des neuen Jahrs in der Silvesternacht ist ein letzter Nachklang davon.

Was sich bis heute erhalten hat ist das Totengeläut. Stirbt jemand im Dorf, so wird am

selben Abend, spätestens am darauffolgenden Tag nach dem Betzeitläuten um 19 Uhr für einige Minuten weitergeläutet, um so die verstorbene Person zu würdigen und die Gemeinde in Kenntnis von ihrem Ableben zu setzen.

Kein Totengeläut ist es, wenn am Samstagabend um 19 Uhr sämtliche Glocken läuten. Dann wird „der Sonntag eingeläutet“, ganz nach der biblischen Anschauung, wonach ein Tag nicht von Mitternacht bis Mitternacht sondern von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang dauert. Damit soll(t)en ab diesem Zeitpunkt alle werktäglichen Arbeiten ruhen und der Feierabend zur Einstimmung in den Sonntag beginnen.

Am Sonntag dann (wie auch zu Beerdigungen und Hochzeiten) haben die Glocken die Aufgabe, zum Gottesdienst zu rufen. Die geltende Läuteordnung orientiert sich dabei noch immer an den Abläufen in einem landwirtschaftlich geprägten Dorf früherer Tage. Es läutet erstmals kurz eine Stunde vor Gottesdienstbeginn, früher das Zeichen, die Stallarbeit zu beenden, sich in die Tracht zu zwängen. Es läutet ein zweites Mal eine halbe Stunde vor Gottesdienstbeginn, einst das Zeichen für die Lörchemer, die Mühle-Reichen- und Eberbächler endlich los zu gehen, und für die Dorfemer sich schnell noch etwas Schmalz in die Haare und Wichse in den Bart zu schmieren. Es läutet schließlich unmittelbar vor Gottesdienstbeginn mit vollem Geläut, zur Einstimmung auf dem Weg.

Auch während des Gottesdienstes wird geläutet: beim Vaterunser (um Gemeindegliedern die nicht kommen konnten, die Gelegenheit zu geben, betend mit einzustimmen), bei der Segnung eines Brautpaares und der Konfirmanden und während einer Taufe. So soll nicht körperlich Anwesenden die Möglichkeit gegeben werden, sich mit zu freuen und für die Betreffenden zu beten.

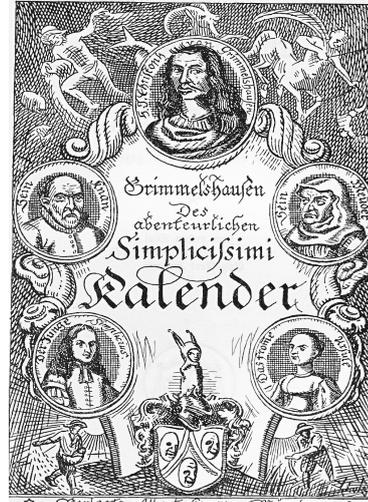
In der Hoffnung, Ihre Wahrnehmung damit etwas geschärft zu haben grüßt Sie

Ihr Pfarrer [*Botho Jenne*]

Der überlistete Wirt*Anekdote**von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen**(* um 1622 in Gelnhausen, †1676 in Renchen)*

Es waren einstmals neben mir drey gute Gesellen in Fröhlichkeit beysammen in einem Wirtshaus. Wir vexierten den Wirt und dräuetem ihm, dass wir ihn nicht bezahlen wollten, weil er Wasser in unseren Wein getan. Der Wirt erschrak über diesen Reden, weil er sich nicht rein wusste, dessen wir ihn beschuldiget und befürchtete, er dürfte umb die Zeche kommen. Er entschuldigte sich in Ernst und ließ uns merken, dass er einige Furcht hätte, daher wir Ursach nahmen, noch mehr in ihn zu setzen, bis sich der Wirt endlich erzürnete und zu uns sagte: „Ihr könnet mir nicht beweisen, was ihr mir Schuld gebet; bezahlet mir die Zeche und lasset mich unvexieret!“ Als wir dies höreten sagten wir zu ihm: „Höret Herr Wirt, wir wollen umb 10 Taler mit euch wetten, dass wir wollen machen, ihr sollet selbst gestehen, dass ihr Wasser unter diesen Wein getan.“ Darein der Wirt bewilligte.

Wie nun die Wetzung geschehen war, fing ich kleine Fischlein in dem Bach, welcher vor dem Hause vorbeyst floss, und tat etliche in die Kanne, welche man mit in den Keller nahm, Wein darein zu zapfen. Mit einem Wort, ich ersahe meinen Vorteil und brachte unvermerket etliche Fischlein selbst in das Faß hinein, das angestochen war. Als mir nun der Possen so glücklich abgegangen, sagte ich zu meinen Gesellen, dass man den Verlauf dieses Handels erwarten müsse, welcher auch wohl auf unserer Seiten ausschlug. Denn als der gute einfältige Wirt aus der Kannen einschenkte und sahe, wie etliche Fischlein in dem Glas sich bewegten, erschrack er zum heftigsten.



Titelseite der Vorlage

Er wurde aber weit bestürzt, als er sahe, dass noch mehr derselbigen aus dem Fass heraus kamen. Sagte darauf im Zorn zu seiner Frauen, dass wir es höreten: „Du Elements-Hur! hättest du Brunnenwasser und kein Bachwasser genommen, so dürfte ich jetztund die Wette nicht verlieren!“ Welches uns genug gesagt war, die wir ihm diesen Possen gerissen und sein Bekenntnis for genugsam annahmen, wie sie dann auch die Wahrheit war. Deswegen der gute Wirt gezwungen ward, die 10 Taler zu bezahlen und verlor seinen Wein, der getrunken war, noch dazu.

Q.: H.J.C. v. Grimmelshausen, Ewig wählender Kalender, Langen-Verlag, München 1925, S.515

Anmerkung: Die originelle Schreibweise der Vorlage wurde bewusst beibehalten.

Mittelalterliche Trinkempfehlung

Im elsässischen Kaysersberg steht an einem Brunnen ein Trinkspruch aus dem Jahre 1618:

Drinkstu waser in dein Kragen
Überdich es kalt din Magen,
Drink masig alten subtiln Wein
Rath ich und las mich waser sein.

Q.: „DAS ELSASS“
Jahresband Oberrheinische Heimat,
Haus Bad. Heimat, Freiburg/Br. 1940

Der Schenkelewirt von Ebnet -*Otto Hörth*

In Ebnet, dem nahe Freiburg gelegenen Ort mit Stammgut der freiherrlichen Familie von Gailing, lebte ein biederer Schwarzwälder, ein Original, dessen Figur und Erdenwallen gewissermaßen geschichtlich geworden sind und heute noch im Munde jedes Freiburgers, namentlich jedes Freiburger Studenten so frisch fortleben, als wandle des Schenkelewirts Hünengestalt noch immer unter uns und erbaue jeden, der Sinn für einen guten Trunk und derb-gesunden Humor hat, mit all dem, was er einst an Trunk und Humor an seine Zeitgenossen verzapfte.

„Der Schenkelewirt“ war wegen seines Witzes, aber auch wegen seiner Grobheit weit und breit bekannt. Ich sehe ihn noch leibhaftig vor mir in seiner alten Schwarzwälder Tracht mit kurzen, strammen Hosen, enganliegenden weißen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen, die das runde dralle Untergestell des Schenkelewirts recht wirksam hervortreten ließen; daher auch sein volkstümlicher Name. Literaturfreunde finden sein Modell in Berthold Auerbachs „Wädeleswirt“.

Wenn der Gast einen halben Schoppen Wein bestellte, tat der Wirt, als ob er nichts gehört habe; mahnte dann der Gast um den halben Schoppen, dann sagte der Schenkelewirt trocken: „Warte, bis Ihr e ganze suffice kinne!“ „Suffet Wi bigott“, pflegte er zu seinen Freiburger Gästen zu sagen, wenn sie sich über das Bier beklagten. Wenn er aber merkte, dass jemand nur aus Neugier kam, um einen Witz oder eine Grobheit zu hören, dann war der Wirt die Höflichkeit selbst. Wenn dann der Gast seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, dass der Wirt dem Rufe, den er besitze, gar keine Ehre mache und gar keine Grobheiten von sich gebe, dann konnte der Schenkelewirt erwidern: „Da wär' ich ein Narr, wenn ich jedem Esel Grobheiten sagen wollt'!“

Als Großherzog Friedrich im Jahr 1856, er war damals noch Prinzregent, seine Hochzeit mit der Prinzessin Luise von Preußen gefeiert hatte, machte er mit seiner Gattin eine Reise, um ihr die Schönheiten seines Landes zu zeigen. Die Fahrt ging zuerst nach Freiburg. Dort war großartiger Empfang und die Stadt schwelgte in Festlust und Prunkveranstaltungen. Auch das Theater, wie ich so nebenher erzählen will, machte eine besondere Anstrengung; es studierte ein Shakespearesches Stück ganz neu ein und der Theaterzettel verkündete dann mit fetten Buchstaben: „Zu

Ehren der Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheiten“: „Viel Lärm um Nichts!“ Ein Glück, dass es nicht noch ein anderes Stück von Shakespeare war!

Von Freiburg ging die Reise des fürstlichen Paares durchs Höllental. In Ebnet hatte der Schenkelewirt vor seinem Gasthause eine schöne Dekoration herrichten lassen; er selbst stand in seiner Tracht auf einem großen Fass und kredenzte dem Prinzregenten-Paare einen Willkommenstrank. Der Prinzregent, der den Wirt aus den Zeiten seiner Freiburger Garnison her schon kannte, begrüßte ihn freundlich, nahm den Becher voll edlen Markgräflers und trank ihn mit einem Zuge leer. Der Schenkelewirt füllte den Becher wieder und reichte ihn der jungen Fürstin hin. Diese lehnte dankend ab. Da erwiderte der Schenkelewirt: „Wenn Ihr nit wenn (wollet), so suff i en selber“ und leerte den Becher ebenfalls mit einem Zuge. Der Prinzregent lachte und erzählte seiner Gattin bei der Weiterfahrt von den Eigenheiten des biedereren Schwarzwälder Wirtes.

Auch die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die Mutter der badischen Fürstin und spätere Kaiserin Augusta, hatte ein Erlebnis mit dem Schenkelewirt. Sie machte einmal mit einem größeren Gefolge eine Fahrt durchs Höllental und wurde ebenfalls vom Schenkelewirt festlich begrüßt. Dieser mochte wohl auf eine Einkehr der Herrschaften oder sonst auf erklecklichen Verdienst gerechnet haben. denn als die Prinzessin nur den Wunsch nach einem Glase Dickmilch (im Schwarzwald Sauer Milch genannt) zu erkennen gab, drehte sich der Schenkelewirt um und rief in sein Wirtshaus hinein: „Ihr müesse d' Suermilch nit all de Säuge (geben), d' Prinzessin von Preuße will au no e Hafe voll. Als er anfangs der siebziger Jahre starb, bekam er viele Nachfolger, denn mancher Schwarzwälder Wirt hielt seine Methode für geeignet, Gäste anzuziehen. Meist hatten sie jedoch nur seine Grobheit, nicht seinen Witz geerbt. Jetzt ist die Methode längst überall aufgegeben; die Schwarzwälder Wirte können sich an Höflichkeit mit den Wirten jedes anderen Kulturlandes messen, und wenn sie Witz besitzen, dann äußern sie ihn in den Formen, die unter gebildeten Menschen üblich und zulässig sind.

Q: „Das Höllental“, Otto Teichmann, Druck- und Verlagsgesellschaft, Emmendingen, 1907

Tanz auf den Traubenbeeren

Beerenquetschen nach französischer Lebensart, um 1830

Aus dem Bericht des Ökonomierats Bronner nach seiner Studienreise
ins französische Médoc-Weinbaugebiet im Jahre 1835

Das Land der Médocs, das ich in seinem ganzen Bereiche begangen habe, ist ein Strich Landes [*in Südwestfrankreich*] von etwa 5 bis 6 Stunden Länge [*ca. 80 km*] und 1 bis 2 Stunden Breite [*5 bis 10 km*]

Ich war gerade zugegen, als geherbstet wurde und sah folglich das ganze Verfahren, das in den verschiedenen Weingütern, [*Châteaux*] auf zweierlei Weise gehandhabt wird. Bei dem einen und älteren Verfahren werden die Trauben abgebeert und zertreten, bei dem anderen, neueren Verfahren werden sie bloß abgebeert, und unzertreten der Gärung überlassen.

Beim älteren Verfahren werden die Trauben in einen großen viereckigen Behälter, der wie das Kühlschiff eines Bierbrauers geformt ist, abgebeert und durch Menschen auf folgende Weise zertreten:

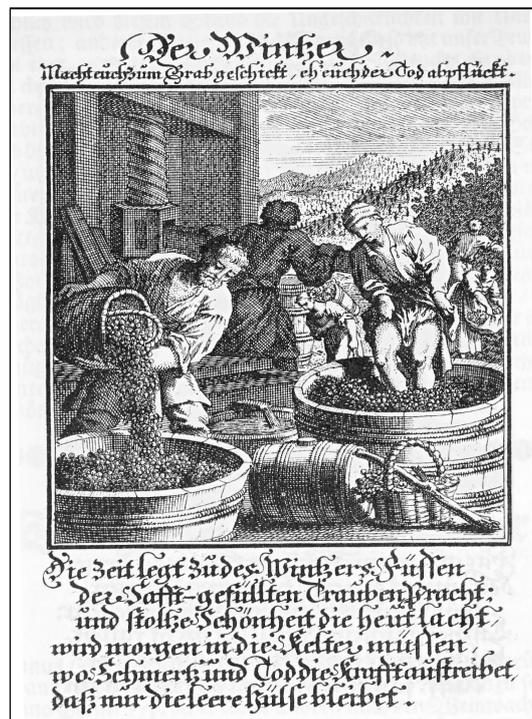
Acht bis 10 Menschen machen sich barfuß und tanzen nach der Musik in diesen Behältern auf den Trauben herum. Fast in jedem Château sitzt ein Mensch mit Violine oder Clarinette und musiziert; hier wird natürlich nach dem Takte getanzt, und zwar werden Nationaltänze aufgeführt; die stellen sich nämlich nach Art der französischen Tänze in zwei Parteien gegenüber und machen dann gegen einander die verschiedenen Figuren vor- und

rückwärts wie bei einem Contretanz. Nach einiger Zeit wird die Masse auf einen hohen runden Haufen aufgehäuft, damit die Brühe ablaufen kann, darauf tanzen die Menschen in der Runde um den Haufen und treten immer etwas davon ab. Bis er ganz zusammengetreten und wieder eben ist, worauf der frühere Tanz in zwei Parthien wieder beginnt, bis die Beeren alle zertreten sind. Die Sache ist übrigens sehr unterhaltend mit anzusehen.

Nach der neueren Methode werden die Trauben bloß abgebeert und in die Kufen geworfen, welche die Größe von 6 bis 18 badischen Fuder haben, je nachdem die Besitzungen größer oder kleiner sind.

Später mehr, nur soviel will ich noch in Kürze sagen, dass man den ersten Abzug von den Tretern nach der Gärung allein lässt, dass dies die erste und feine Sorte Wein gibt, und dass man den Wein, der durch die Pressung gewonnen wird und der gewöhnlich dunkler ist, es nicht zu dem ersten bringt sondern als zweiten Wein verkauft.

Q.: Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Großherzogtum Baden (Nr. 44, Jg. 1836)
Bild: Weigel, Ständebuch, Reprint der Ausgabe „Regensburg“ von 1698



Die Bellinger Rebordnung aus dem 12. Jahrhundert

Im Mittelalter verfügten die Klöster über umfangreichen und weitverstreuten Rebbesitz, der zur Bebauung an Winzer vergeben wurde, die etwa 1/3 des Ertrages an das Kloster abführen mussten. So besaß die Benediktinerabtei Muri in der Schweiz Rebgelände in der Markgrafschaft und im Breisgau, auch im heutigen Bad Bellingen.

Die Bellinger Rebordnung ist die älteste badische, ja die älteste deutsche Rebordnung, die wir kennen. Es handelt sich um die Acta Murensia oder Acta Foundationis vom Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Übersetzung dieser Rebordnung lautet:

„Jeder (Bauer, der Klosterreben besitzt) soll jährlich auf sein Mannwerk Reben sieben Wagen Mist führen, dann die Reben schneiden und binden, zweimal den Boden hacken, und wo es nötig ist, die Reben durch Einlegen oder auf andere Weise vermehren, den Weingarten umzäunen oder bewachen, sowie Rebpfähle herbeischaffen.

Wenn die Trauben herangewachsen sind, soll er die Reben säubern und auf seine Kosten einen Wächter bestellen. Wer an Ostern die Reben nicht geschnitten und gehackt hat, verfällt in Strafe, ebenso wer an Johanni nicht zum zweiten Male gehackt und aufgebunden hat.

Wenn die Zeit der Lese gekommen ist, soll er seine Gehilfen mit den nötigen Geschirren versehen und ihnen Imbiss, Getränke und Lohn geben. Nach der Lese und der Kelterung ist der Most in den Klosterkeller zu bringen, wobei er dann jeweils den sechsten Teil behalten darf. Der Most ist mit richtig geeichten Maßen zu messen, und die Wächter sollen gewissenhaft darauf achten, in den Weinbergen, auf den Wegen und im Keller. Wer dies alles getreulich erfüllt hat, mag in Frieden heimkehren, soll aber dem Hofmeier noch zwei Brote, ein Viertel Maß Wein und zwei Immi [*Maß, 1 Immi ca. 18,5 Liter*] Haber oder Gerste geben. Diese Nutzung und Ehre erhält der Meier, wie üblich, damit immer ein frommer, umsichtiger und kluger Mann sich des schwierigen Amtes unterziehe.“

Q.: Keil, Fred „Ergötzliches und Beschauliches“, ZK-Breisach (Hrsg.), 1962

„Nachlass“

Zwei Beamte haben den Nachlass eines
Verstorbenen aufzunehmen;
dabei stoßen sie auf eine
Weinflasche ohne Etikett.

Sie probieren sie.

Der eine sagt „Ruländer“,
der andere: „Gewürtztraminer“.
Sie probieren noch einmal.

„Es ist doch Ruländer!“ beharrt der erste,
„Nein Gewürtztraminer!“
Sie können sich nicht einigen.
„Was soll ich nun schreiben?“
fragt der erste.

„Schreibe“, sagt der zweite,
„eine leere Flasche.“

Q.: Keil, Fred „Ergötzliches und Beschauliches“,
ZK-Breisach (Hrsg.), 1962

Vom Trinken in alter Zeit

am Beispiel Berlin

[Quelle: Breisgauer Sonntagsblatt 1913, Seite 191]

In früheren Jahrhunderten wurde weit mehr gezecht als in der Jetztzeit. Namentlich die Bürger in den Städten tranken sich gern einen Rausch an, da es andere Zerstreungen nicht gab. Auch die Bürger Berlins machten darin keine Ausnahme. Wurde in einem Bürgerhause eine Festlichkeit abgehalten, eine Hochzeit, ein Geburtstag, eine Kindstaufe gefeiert, so galt es als Ehrensache, daß sich jedermann einen ordentlichen Rausch antrinke. Ein Mensch, der sich bei einer derartigen Gelegenheit nicht betrunken hätte, oder ein Gastgeber, der nicht soviele alkoholische Getränke angeschafft gehabt hatte, daß sich jeder einen ordentlichen Rausch antrinken konnte, wäre einfach als ein ganz ungehobelter Mensch angesehen worden, der nicht weiß, was sich schickt, und ein solcher Mensch wäre gewiß zu keinem Feste mehr eingeladen worden, oder es hätte ihn niemand mehr besucht.

Aber nicht nur in den Wohnungen wurde tüchtig gezecht, auch in den Trinkstuben, in den Herbergen, im Ratskeller und in den anderen Wirtshäusern vertilgten die Gäste die Humpen Bier und den Wein in großen Mengen. Jede Zunft hatte auch eine Zunfttherberge oder ein Zunftthaus, und zu jedem Zunftthause gehörte auch eine Trinkstube. Auch die Gesellen hatten ihre „Trinkstuben“, wo an den Sonntagen und am blauen Montag ordentlich gezecht wurde. Wie anderswo, so kamen auch in Berlin allerlei Verordnungen heraus, die sich gegen das unmäßige Saufen richteten, aber ein großer Erfolg scheint damit nicht erreicht worden zu sein. Einmal, im Jahre 1335, wurden die Berliner, die ihre Hemden, Schuhe und Hosen vertranken, vom Rate mit Strafen bedroht und etwas später kam eine Verordnung heraus, wonach die „Trinkstuben“ im Sommer um 10 Uhr und im Winter um 9 Uhr geschlossen werden mußten. Als auch diese Verordnungen gegen die Trunksucht der Berliner

nichts ausrichten konnten, verfiel der Rat der Stadt auf eine famose Idee. An den verschiedensten Punkten der Stadt sollten Käfige aufgestellt werden, in die die Betrunknen in der Nacht von den Stadtknechten und von den Nachtwächtern eingesperrt werden sollten. Der Gedanke kam auch bald zur Ausführung, und so wurden bald in der Nähe der am meisten besuchten „Trinkstuben“ Käfige oder, wie sie damals hießen, Narrenkisten aufgestellt als Arrestlokal für die Betrunknen. Kam ein Betrunkener dahergeschwankt, hatte sich einer in den Rinnstein verirrt oder machte gar seinen gehobenen Gefühlen durch ein Lied oder durch lautes Räsionieren Luft, schnell kam ein Nachtwächter oder ein „Stadtknecht“ daher, um den Angesäuselten in die „Narrenkiste“ zu bugsieren.

Die Türe wurde zugeschlagen, und nun konnte der Betrunkene seinen Rausch ausschlafen. Sehr angenehm war der Schlaf in diesen „Narrenkisten“ freilich nicht, denn die Schläfer mußten auf dem harten Boden ausruhen, und dann wurden die „Narrenkisten“ auch als Ablagerungsstätten für mancherlei Schmutz benutzt. Am schlimmsten war freilich am Morgen das Erwachen; denn nicht nur, daß die liebe Straßenjugend am Gitter des Käfigs allerlei Unfug trieb, den Eingesperrten verhöhnnte, bewarf und bespritzte, manchmal wartete auch bereits die liebende Gattin draußen. Zunächst setzte sie dem eingesperrten Gemahl wohl nur mit dem Zünglein zu, später aber, wenn der „Stadtknecht“ die Türe öffnete, gebrauchte sie dazu auch andere Dinge, Gegenstände, die die wir heute vielleicht beim Kleider- oder Teppichausklopfen anwenden. Indessen allzulange scheinen diese „Narrenkisten“ nicht existiert zu haben; sie wurden wieder weggeschafft, manche Zeitgenossen behaupten, weil die Berliner solider geworden seien, andere sagen, weil zu viele Ratsherren eingesperrt werden mußten.



Heinrich Zille, Berlin: Im Schnapslokal

Der Kellermeister und seine Frau*Eduard Lynker*

Im Schoß des Kaiserstuhls,
Da haust ein alter Mann;
Entsteigt er seinem Grunde,
So macht er froh die Runde
Mit einer goldnen Kann'.

Lockt ihn die gute Laune,
Geht er von Haus zu Haus
Und schenkt aus seinem Keller
Den besten Muskateller
Und andere Weinchen aus.

Gern tut er damit laben
Mann, Weib und Knecht und Kind,
Und hat die größte Freude,
Wenn rings die lieben Leute
Recht tonnetrunken sind.

Der alte Kellermeister
Hat auch 'ne alte Frau,
Die haust von ihm geschieden.
Doch stets in Zucht und Frieden,
Da drunten in dem Gau.

Die Frau führt einen Wagen
Schwer voll von Haus zu Haus.
Mit goldnen Kornes Schwaden
Und Früchten reich beladen,
Und teilt rings davon aus.

Doch einmal nur im Jahre
Erblickt man ihn und sie;
Bald kommt sie reich an Segen
Bald ärmer dir entgegen,
Doch ohne Gaben nie.

Der Mann der ist Herr Bacchus*
Und Ceres* heißt die Frau;
Wohin das Pärchen walle.
Da fliehn die Sorgen alle,
Aus Kaiserstuhles Gau.

* Bacchus, Gott des Weines.

*Ceres, Göttin des Getreides, der Fruchtbarkeit.

Q.: Karl Meyer, „Mein Kaiserstuhl“, Wild-Verlag, 1926

Gott-Vater, der nie zu seiner Ehre kommt**(oder: Den Menschen kann man's nie recht machen)**

Gott-Vater beklagte sich eines Tages darüber, dass die Leute auf Erden, wenn sie sauren Wein haben, immer ausrufen: „Herrgott, der Wein ist schlecht!“ „Immer dieses Verbinden meines Namens mit schlechten Dingen, das ist ärgerlich!“ „Dagegen wüsste ich schon einen Rat“, antwortete der Petrus, „lass doch einmal einen recht guten Wein wachsen.“ „Du hast recht, Petrus, und das tue ich“, sagte Gott-Vater, „dass sie doch auch Gelegenheit haben, meinen Namen mit guten Dingen zusammen zu nennen.“ Hierauf ließ er ein ganz ausgezeichnetes Weinjahr los.

Und dann schickte er den Petrus hinab, um zu erfahren, was die Leute sagten. Der Petrus blieb lange aus, und als er endlich zurückkam, war er sehr missmutig. „Nun, Petrus, was sagen sie zum neuen Wein?“ fragte ihn Gott-Vater. „Herr“, antwortete der Petrus, „du hast kein Glück. Du kannst machen, was du willst, so werden sie dir doch nie die Ehre geben.“ „Was treiben sie denn?“ „Ja“, sprach der Petrus, „da zechen sie, schnalzen mit der Zunge und sagen: „Teufel, der Wein ist gut!“

Q.: Breisgauer Sonntagsblatt 1913/S.104

Gesegnete Weinjahre in verschiedenen Jahrhunderten

Nach alten Chroniken, von Karl Friedrich Vilgis, Freiburg /Breisgau

Bei den guten, an manchen Reborten unseres Markgräflerlandes, Kaiserstuhles und anderer badischer Weingegenden ausgezeichneten Erträgen, die wir in den letzten Jahren hatten, und bei der Hoffnung, dass der Herbst 1925 abermals einen vorzüglichen Wein uns bringen werde, - hört und liest man doch, dass überall der Behang gut und die Reife der Trauben schon sehr weit vorgeschritten ist, und bei Anhalten der feuchtwarmen Witterung, wenn man den Trauben Zeit zu richtiger Edelreife lässt, dann ein guter Jahrgang in Aussicht zu nehmen ist -wirft man gerne einen Blick auf frühere reiche und gesegnete Weinjahre.

Wie solche in alten Chroniken und anderen zuverlässigen Schriften ausgezeichnet sind, sollen sie im nachstehenden mitgeteilt werden.

Manche Herbste zeichneten sich durch ihre Traubenmenge aus, die so groß war, dass es an Fässern fehlte, und der Überschuss geradezu verschenkt oder vergeudet wurde und man den Wein kaum unterzubringen wusste. So hatten z. B. am Kaiserstuhl (und auch in anderen Gegenden) in gesegneten Weinjahren die Weinbauern so viel Most für ein Fass oder Geschirr gegeben, als dasselbe maß, daher der unten angeführte Chronikreim.

Reiche und zum Teil vorzügliche Weinjahre waren die Jahre: 1233, 1236, 1261, 1336, 1376, 1386, 1432. Im letztgenannten Jahre war der Weinreichtum so groß, dass man den alten Wein ausschüttete oder ihn „als Speis zu den Mauern“ verwendete, um leere Fässer zu bekommen. Anno 1463 galt am Rhein 1 Maß Wein 1 Pfennig; 1473 und 1484 kostete das Fuder Wein 1 Goldgulden und das Fass dazu 3 Goldgulden.

Im November 1504 wurde z. B. in Mainz und der Umgegend die Maß Wein zu 4 Heller verkauft. Der Wein war in diesem Jahre so sehr geraten, und es gab so viel und auch von guter Qualität, dass man, da es an Fässern fehlte, den neuen Wein aufzubewahren, den alten ausschüttete und „den Kalk zum Aufführen von Mauerwerk damit anmachte“, wie Anno 1432.

Im Jahre 1539 ist eine so große Menge Wein gewachsen, dass viele Leute sich „zu todte sofften“, und ein Chronikreim heißt:

„Tausendfünfhundertdreißigundneun galten die Fässer mehr als der Wein.“

Am Kaiserstuhl gestaltete sich das Jahr 1540 ungeachtet seiner Dürre und seines

Futtermangels zu einem außerordentlich gesegneten Weinjahr. Da der Wein und das Getreide in großer Menge und Güte geraten waren, lebte man unglaublich gut und billig. So wurde Ende Juni das Getreide geschnitten und Mitte August trank man schon neuen Wein. Es gab Orte, in denen man die Schweine mit Trauben fütterte, und in den meisten Orten nahm man statt Wasser Wein zum Eichen der Fässer. Der Preis des alten Gewächses sank auf das Unglaubliche herab. Weil viele Trauben eingedorrt, so herbstete man zweimal. Diese eingedorrt Trauben wurden aufgeweicht, und dieses soll „einen herrlichen Tropfen“ gegeben haben. Wie heute, so gab es damals schon Weinpanser. Wie diese bestraft wurden, meldet eine Chronik vom Kaiserstuhl:

Ein Weinwirt von Ihringen, der gewässerten Wein verkaufte, musste auf dem Dorfplatz von einem Kübel in den anderen den Wein mit einem kleinen Esslöffel schöpfen und jeden 50. Löffel musste er selbst trinken. Die Dorfjugend johlte und tanzte um ihn herum.

Anno 1540 war es, wie bereits oben erwähnt, so heiß und trocken, dass viele Brunnen und Bäche versiegten und großer Wassermangel entstand; der Wein aber geriet sehr reichlich. In diesem Jahre war es auch, wo ein Edelmann im Elsass seine Bauern zwang, in der Fron zu trinken, um leere Fässer zu bekommen; sie hatten nur Käse und Brot zu bezahlen. „Wann sie nun voll waren,“ sagt die Chronik, „schlugen sie einander tapfer herum, da strafte sie der Edelmann und bekam mehr für seinen Wein, als wenn er ihn verkauft hätte.“

So war der Weinstock überall in unserem Lande eine reiche Quelle des Wohlstandes. Alte Urkunden melden z.B. vom Taubergrund, dass im Mittelalter der Weinbau viel umfangreicher betrieben wurde, als im 18. und 19. Jahrhundert. Viele Bergabhänge in der Umgebung von Tauberbischofsheim, die jetzt mit anderen Gewächsen angepflanzt sind, standen damals aufs beste mit Reben bewachsen, und der Tauberwein, der weit berühmt war, wurde in großen Mengen verschickt; schon um das Jahr 1100 wird die Ausfuhr des Weines von Tauberbischofsheim nach Bayern, Sachsen und weiterhin erwähnt. Zeitweise hatte man so viel Wein, dass man ihn kaum anzubringen wusste. Auf den „Wörthwiesen“ und dem „Gänsflur“ wurden Tische aufgestellt und an Sonn- und Feiertagsnachmittagen Wein ausgeschenkt, den man nicht nach dem Maß, sondern nach der Zeit des Trinkens bezahlte. Glückliche Zeiten für trink- und sitzefeste Mannen.

Nach dem Brande im Jahre 1892 neben dem Gymnasium fand man einen Stein mit der Inschrift: „Gebaut 1585; das Fuder Wein kostet 4 Gulden; hat wenig Wert; die Maurer haben das Vieh mit Wein getränkt und den Mörtel zum Hausbau damit angemacht.“

Nach Beendigung des Bauernkrieges (1525) berichtet ein Chronikschreiber¹: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man viel anders gegessen als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen im Überfluss, und auf Kirmessen und anderen Gastereien, da bersteten die Tische von all dem, was sie trugen: da trank man Wein, als wäre es Wasser; da aß und nahm man mit, so viel man wollte; denn da war Reichtum und Überfluss. Das ist jetzt anders worden“.

Gegen das „übermäßige Zechen und Schlemmen, Schimpfen und Toben in Wirtshäusern und Schenken, gotteslästerliches Fluchen bei Jung und Alt“, musste die Obrigkeit in diesen Zeiten wiederholt die strengsten Verbote ergehen lassen. - 1551. „In diesem Jahr gab es einen überaus reichen Herbst, dass man's schier nicht hat fassen mögen, weil die vorigen Jahres verfrorrene Reben mit lauter jungen Holz gestanden. (sog. Lagerbuch, Britzinger Chronik.)

- 1589 war ebenfalls ein reiches Weinjahr.

- 1600. „In diesem Jahre gab es auch wieder einen reichlichen, guten Herbst; im Güttiger² Herrschaftstück gab es 110 Saum.

Ich³ hatte die Verwaltung darüber; der Wein wurde wieder wohlfeil, da er im vorigen Jahr nicht gerathete und der guter 1599er, der ein Wundergetränk war, auf 16 fl. im Preise gekommen war“.

- 1605. „In diesem Jahr brachten die Heitersheimer 193 Saum Wein in ihren Keller zu Britzingen, wovon sie 7 Saum nach Heitersheim nahmen und diese zum gesottenen Wein verbrauchten.“ Nach dem Lagerbuche hatte der Johanniterorden zu Heitersheim „in alten Zeiten den großen Zehnten von Wein und Frucht in Britzingen und Dattingen von den Edlen von Neuenfels⁴ an sich gekauft und gebracht.“

- 1617. „Der Herbst ist außerordentlich reichlich hier (Britzingen) und im ganzen Lande ausgefallen, so dass in hiesiger Vogtei 4000 Saum geherbstet wurden. Der Saum galt nur 2 fl.“ Hierzu macht Vogt Kaltenbach noch die Bemerkung: „Wollte Gott, wir hätten solche Zeiten in Acht genommen, und die Gaben Gottes - die Früchte waren 1617 auch „sehr wohlfeil“ - nicht missbraucht, so wären wir in solch' elendes Wesen nicht kommen.“

Dies war der letzte Eintrag über Weinjahre im Lagerbuch; am 22. 9. 1636 starb Vogt Kaltenbach. Es ist sehr zu bedauern, dass nach seinem Tode

niemand in der Gemeinde sich durch sein Beispiel aufmuntern ließ, die Chronik fortzusetzen.

Die Soldateska des 30jährigen Krieges ließ sich unsere Weine gut schmecken. So heißt es u. a. in einer Chronik: „den die Schweden wacker versucht hatten.“

In der Chronik von Auggen (Amt Müllheim) des Pfarrers Jeremias Gmelin (1613-1698) finden sich auch Herbsteinträge. So sagt er vom Herbst 1675: „Auf Gallitag hat man erst allhier anfangen zu herbsten, und waren die Trauben insgemein so hart, das; mans kaum stampfen können. Und obwohl der Wein schlecht, war er doch teuer genug und der Saum um 10 fl. verkauft.“ Vom Herbst 1676 trägt er ein: „Um diese Zeit (Ende September) hat man allhier geherbstet und zwar durch Gottes Segen einen überaus köstlichen Wein gemacht, davon man aber wenig salviert und genossen weil gleich hierauf die kaiserlichen und lothringischen Völker⁵ in dies Oberland gekommen, welche alles geraubt und ruiniert“.

Reich gesegnete Weinjahre waren wieder: 1684, 1729, 1753, 1766, 1780.

Im vergangenen Jahrhundert waren reiche Weinjahre mit mitunter vorzüglichem Wein die Jahre:

- 1802: „In diesem Jahre war der Sommer ungemein heiß und trocken; daher wurde auch der Wein ausnehmend stark und süß; jedoch gab es sehr wenig. Er wird unter die besten eines ganzen Jahrhunderts gerechnet.“

- 1804. „In diesem Jahre gab es im ganzen Lande eine ganz ungewöhnliche Menge Wein.“

- 1811. „In diesem Jahre war im ganzen Lande ein reichlicher und vortrefflicher Wein gewachsen.“

Weiter heißt es vom 1811er: „In unserem Jahrhundert steht als leuchtender Führer der Jahrgang 1811 voran.“

- 1818. „Ein gesegneter, reicher Herbst“

- 1819. „Wuchs ein vortrefflicher Wein im ganzen Lande“.

- 1825. „Auch in diesem Jahre war die Güte des neuen Weines vorzüglich.“

- 1826. „In diesem Jahre gab es eine ungewöhnliche Menge Wein.“

- 1834. „In diesem Jahre gab es wieder einen vorzüglichen Wein und in ziemlich großer Menge, der zu den besten eines ganzen Jahrhunderts gehört.“ Über die Wirkungen des 1834er Weines und auch früherer und späterer guter Jahrgänge laufen heute noch im Munde des Volkes im Markgräfler Land und am Kaiserstuhl die köstlichsten Erzählungen um.

1835. „In diesem Jahre gab es noch mehr, jedoch lange nicht von der Güte.“

- In den Jahren 1847, 1857 und 1858 waren auch wieder reichliche Herbste.
 - 1862. „Der Wein war von besonderer Güte.“
 - 1865. „So gab es denn einen köstlichen Wein.“
 - 1868. „Der Herbst dieses Jahres war ein reich gesegneter, indem ein vorzüglicher Wein, einer der besten des Jahrhunderts, in erfreulicher Menge die Mühen der Weingärtner belohnten.“

Soweit in Chroniken verzeichnet, waren: 1871, 1874, 1875, 1878, 1882 und besonders 1885 reich gesegnete Weinjahre im Lande.

Des großen Fasses zu Heidelberg sei noch gedacht:

Wohl durch den großen Weinreichtum des Jahres 1589 veranlasst, ließ .Kurfürst Johann Casimir, ein freundlicher und leutseliger Herr, das Andenken an dieses ergiebige Jahr durch Erbauung eines 132 Fuder, 3 Ohm und 3 Viertel enthaltenden großen Fasses erhalten. Meister Michael Werner aus der freien Reichsstadt Landau übernahm den Riesenbau,

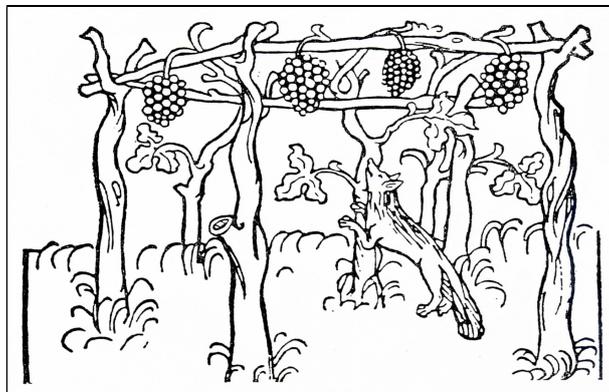
der in den späteren Verwüstungen des 30jährigen Krieges in Trümmer ging.
 Das heutige Fass stammt aus dem Jahre 1751, erbaut unter Kurfürst Karl Theodor.

- 1 Heinrich Müller: Curieuse Nachrichten.
- 2 Güttingen bei Britzingen, Amt Müllleim.
- 3 Vogt Peter Kaltenbach (1572—1636) von Britzingen, welcher das sog. Lagerbuch (Britzinger Chronik) in den Jahren 16:30 bis 1635 meistens ans der Flucht zu Basel während des 30jährigen Krieges, teils aus Dokumenten, Verzeichnissen und Briefen, teils ans mündlichen Erzählungen seiner Zeitgenossen mit vielem Fleiß zusammengetragen hat. «
- 4 Die Edlen non Neuenfels hatten oberhalb Britzingen auf einem Bergvorsprung ihren festen Sitz; heute ist derselbe eine vielbesuchte Ruine
- 5 Kriegsvolk; in den Franzosenkriegen 1672—1714.

Q.: „Badener Land, 1925 (Nr. 41)

Der Fuchs und die Trauben

Karl Wilhelm Ramler (1725-1798)



Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
 fand einen Weinstock, der voll schwarzer Trauben
 an einer hohen Mauer hing.
 Sie schienen ihm ein köstlich Ding.
 allein beschwerlich abzuklauben.

Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspähn.
 Umsonst! Kein Sprung war abzusehn.
 Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,
 der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um und spricht
 und zieht dabei verächtlich das Gesicht:

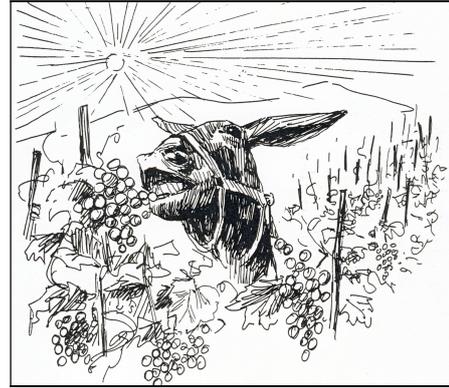
„Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
 Sie sind ja herb und taugen nicht.“

Q.: Uralte Weisheit, Fabeln aus aller Welt
 Deutscher Sparkassen- und Giroverband, Bonn, 1955

Der Ihringer salomonische Rechtsspruch

Es haben um's Jahr 1500 die Bauern zu Ihringen ein so närrisches Urteil gegeben, als einem Müller daselbst ein Esel in einen Weingarten entlaufen war und Trauben gefressen hatte.

Darüber erging vom Inhaber des Weingartens Ladung vor Gericht; Red und Antwort ist gehört worden. Da haben die Richter daselbst zu Recht erkannt, wofern der Esel im Weingarten niedergesessen und den Schaden gethan habe, und das genugsam bewiesen werden mag, soll der Müller nach Erkenntnis für ihn büßen; wofern aber der Esel mit niedergesessen, sondern allein passando, im Vorbeigehen, die Trauben versucht habe, soll es für ein Ehrtrinkle geachtet werden. Also ist der Kläger noch mit der Nachforschung



Q.: Wellmer/Köbele, Ihringen 962-1962

bemüht, weil er gründlich nit beweisen kann, ob der Esel gesessen oder gelegen, oder wie er die Trauben gefressen.

Q.: (Zimmersche Chronik II, S.318), in: Badisches Sagenbuch, Bd. 2,
Hrsg: J. Waibel und H. Flamm, Freiburg 1899, S. 291.

O alte Burschenherrlichkeit

Der im Jahr 1911 zur Eröffnungsfeier der Freiburger Neuen Universität mit ungeheurem Jubel, mit Festzug und viel schönen Reden und Geschenken gefeierte „dreitausendste Student“, er hieß Walter Stegmüller, musste wegen einer Keilerei, in die er bald hinterher verwickelt war, als Erster den Karzer des Neuen Kollegienhauses beziehen. Aber, es waren ja noch gemütliche Zeiten, auch dort konnte er sich's wohl ergehen lassen. Seine zahlreichen Verehrerinnen schickten ihm einen Lorbeerkranz in sein hochgelegenes Bußpalais, geziert mit Schleife und goldener Aufschrift: „Dem König des Zufalls“, und in das Poesiealbum, das er vom Karzer aus zirkulieren ließ, schrieben sie ihm Huldigungsgedichte. Er trug sich übrigens auch ein und sagte auf diesen Blättern von sich selbst:

Es war in einer schönen Nacht,
Da war ich etwas munter.
Ich trank und sang und wischte auch
Eins dem Polypen runter.
Nun sitz ich hier bei Wein und Bier,
Bigott, und es gefällt mir hier.
Wie mir, so mög es allen
Nach mir einst hier gefallen.

Der „Dreitausendste“ der Albert- Ludwig-Universität hat längst das Zeitliche gesegnet; wenn ich mich recht entsinne, beendete bei einem Morgenritt durch den Freiburger Wald ein Sturz vom Pferd sein junges, von Sang und Becherklang fröhlich durchhalltes Leben. A. M.

Q.: A.M., „BADEN“, Monographie einer Landschaft, 1955 Heft 3

Zu schnell auf der Karl-Friedrich-Straße unterwegs – schon 1911 ein Emmendinger Thema

Anzeige des Schutzmanns Meyer am 1. August 1911 / I. A. S.

gegen den 44 Jahre alten verh.

Bezirksbaukontrolleur Josef Brückel, wohnhaft
Burgstraße

No. 15 hier, wegen Übertretung des § 18 der
Verordnung des Bundesrats über den Verkehr mit
Kraftfahrzeugen vom 3. Februar 1910.

Dem Bürgermeisteramt dahier zeige ich anmit an,
daß der Obengenannte am 31. vorigen Monats
sich einer Polizeiübertretung dadurch schuldig
gemacht hat, daß er abends $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, mit seinem
Automobil übermäßig schnell durch die hiesige
Stadt gefahren ist.

Zeugen sind:

1. Fritz Leonhardt, Wirt, [Grüner Baum]
2. Karl Bürklin, Seilermeister,
3. Adolf Weil, Viehhändler.

Fritz Leonhardt, welcher Anzeige erstattete, gibt
folgendes an:

Der Bezirksbaukontrolleur Brückel fuhr gestern
abend dreiviertel sieben Uhr mit seinem
Automobil, in welchem er und drei seiner Kinder
Platz genommen hatten, wie raßend durch die
Karl-Friedrich-Straße hiesiger Stadt. Die
Schnelligkeit betrug die eines gallopiierenden
Pferdes, eher fuhr Brückel noch bedeutend
schneller. Auch an den Straßenkreuzungen der
Elz-, Mundinger- und Neustraße, welche alle in
die Karl-Friedrich-Straße einmünden, mäßigte der
Angezeigte sein schnelles Tempo in keiner Weise,
so daß an diesen Stellen leicht ein Unglück hätte
entstehen können.

Einen ungefähren Begriff, mit welcher
Schnelligkeit Brückel sein Fahrzeug durch die
Stadt lenkte, läßt sich daraus konstruieren, daß
dieser ein vor ihm herfahrendes Automobil direkt
vor meiner Wirtschaft überholte. Bemerkten
möchte ich noch, daß es nicht das erste Mal ist,
daß Brückel so schnell fährt, sondern man kann
dies tagtäglich beobachten und habe ich ihm auch
schon zugerufen, er solle langsam tun. Auch viele
andere Leute haben sich über das allzu schnelle
fahren des Herrn Brückel schon wiederholt
beklagt.

Der 39 Jahre alte, verheiratete Seilermeister **Karl
Bürklin**, wohnhaft Elzstraße No. 14, äußert sich
wie folgt:

Brückel fuhr mit unheimlicher Schnelligkeit durch
die Karl-Friedrich-Straße, so dass er ein anderes
Auto vor der Wirtschaft z. grünen Baum

überholte. Die Geschwindigkeit, mit der Brückel
davongefahren ist, hat die eines gallopiierenden
Pferdes bei weitem übertroffen. Auch sonst ist mir
schon aufgefallen, dass Brückel in hiesiger Stadt
viel zu schnell fährt.



Blick vom „Grünen Baum“, der besonders
unter dem Raser lit

Der 55 Jahre alte verheiratete Viehhändler **Adolf
M. Weil** wohnhaft Kar-Friedrich-Straße No. 50
gibt auf Einvernahme an:

Ich kann nur sagen, daß Brückel außergewöhnlich
schnell gefahren ist. Dies ist mir aber nicht
besonders aufgefallen, denn Herr Brückel fährt
überhaupt viel zu schnell.

Der Beschuldigte erklärt auf Vorhalt, daß er nicht
glaube, sich strafbar gemacht zu haben, denn er
habe die zulässige Geschwindigkeit von 15 Kilo-
meter nicht überschritten. Daß er dem vor ihm
herfahrenden Automobil vorgefahren ist, erkläre
sich daraus, daß dieses Fahrzeug ziemlich
langsam fuhr und er den Staub, welcher durch
dasselbe verursacht wurde, nicht einatmen wollte.

Bemerkt sei, daß Herr Brückel in hiesiger Stadt
immer ungemein schnell fährt und haben sich die
Leute deßwegen schon vielfach beschwert, auch
wurde dieser von dem Unterzeichneten wegen der
gleichen Übertretung schon gewarnt.

Meyer I, Schutzmann

.....

Emmendingen. 4. VIII. 11.

Man hat heute den Bezirkskontrolleur Brückel
persönlich verwarnt

z. Bkdg. A. Zircher
Amtmann / zur Registr. Gerber, Amtmann

Q.: Privatarchiv

Herr Kreisdirakter, 's esch noch net Zitt!

Konfliktbereinigung auf Elsass-alemannische Art um 1900

In einem der schönsten Vogesentäler des Oberelsass, das schon in alter Zeit durch seine drei Städt' in einem Tal [*Ammerschwihr, Kaisersberg, Kientzheim*] berühmt war, sollte eine Wasserleitung errichtet werden. Die zu ihrer Speisung in Aussicht genommene Quelle hatte aber eine solche Lage, daß die Leitung unbedingt durch die Gemarkung der Nachbargemeinde geführt werden mußte, um das nötige Gefälle zu erhalten. Da war aber guter Rat teuer. Denn die Landleute sind oft ziemlich schwerhörig, wenn es gilt, dem Nächsten einen Liebesdienst zu erweisen, besonders wenn eine Schädigung des eigenen Besitztums damit verbunden sein könnte. Der Gemeinderat lehnte auch kurzerhand das Gesuch der Nachbargemeinde ab und verweigerte einstimmig die Erlaubnis zur Durchführung der geplanten Wasserleitung durch ihren Gemeindebann.

In seiner Not wandte sich der Bürgermeister des Städtchens an den Kreisdirektor, der als leutseliger Mann sich des größten Ansehens erfreute und sicher gern bereit war, zur Schlichtung der Streitfrage sein Möglichstes zu tun. Dieser schlug eine Ortsbesichtigung vor, zu der er die Gemeinderäte der beiden Ortschaften feierlich einlud. Der festgesetzte Tag kam heran, und die Vertreter der zwei Gemeinden fanden sich in Begleitung des Kreisdirektors auf einem als Treffpunkt bestimmten freien Platz des Dorfwalds ein.

Der Kreisdirektor wollte nun die Streitfrage sofort in Angriff nehmen. Der Bürgermeister aber war der Ansicht, daß zunächst etwas zur Stärkung des Leibes getan werden müsse. Denn der stramme Marsch in der heißen Mittagsonne habe wohl alle hungrig und besonders durstig gemacht, weshalb er sich gestattet habe, für ein kleines „Z' Owenasse“ Sorge zu tragen. Aus einem Wagen, den er vorausgeschickt hatte, kramte er Brot, Käse, Wurst und vor allem zwei Schiefele aus, die in jener Gegend besonders hoch im Ansehen stehen. Auch ein Fäßchen Wein von ziemlich großem Umfang wurde auf dem Wagen sichtbar, aus dem bald das köstliche Naß hervortrat, das die sonnigen Rebhügel des weinreichen Städtchens hervorbringen. Wenn gute Tropfen sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort, meinte der Bürgermeister, der dem Kreisdirektor das erste Glas kredenzte, und bald kreisten die gefüllten Gläser und Teller. Immer lustiger wurde die Gesellschaft, und immer lauter klangen die Reden, so daß der Kreisdirektor die Zeit gekommen glaubte, die Frage anzuschneiden und die Tagesordnung zu erledigen. Lachend aber meinte der Bürgermeister: „Herr Kreisdirakter, 's isch noch net Zitt.“ Von neuem wurden die Gläser gefüllt, von neuem wurden Witze

erzählt, sodaß die Gesellschaft immer fideler wurde. Und wieder raunte der Kreisgewaltige dem Bürgermeister zu, daß es doch endlich an der Zeit wäre, die Sache zu erledigen. „Nai, Herr Kreisdirakter“, entgegnete aber dieser, „'s esch noch net Zitt. Z'erst kommt noch d'r Gepetschiärt [*der Prämierte*] an d' Reih.“ Und so ließ er einen ganzen Korb voll Flaschen anfahren, die die besten Edelgewächse enthielten. Nun wurde der Jubel und Trubel erst recht groß, und einer Flasche nach der andern wurde der Hals gebrochen, bis der Bürgermeister plötzlich leise zu seinem Nachbar sagte: Herr Kreisdirakter, jetz esch es Zit. Dieser erhob sich sofort und erzählte seinen andächtig lauschenden Zuhörern, wie schön es sei, wenn Nachbargemeinden in Frieden miteinander leben, und wie es ihn freue, daß die anwesenden Vertreter der beiden Ortschaften ein so schönes Bild der Eintracht bieten. Bravo, Herr Kreisdirakter, klang es zurück, und dieser fuhr in seiner Rede fort, die Gastfreundschaft des Herrn Bürgermeisters zu preisen, dem sie den schönen Nachmittag zu verdanken hätten.

So Sorge er auch für seine Gemeinde, der er neben dem vorzüglichen Wein auch ein gutes Wasser verschaffen wolle, weshalb er die vielumstrittene Wasserleitung bauen möchte. „Er soll sie nur baue, un minetwage noch a Winleitung dernawe!“ rief der Franzsepp, dessen Wahlspruch war: 'S Wasser esch zwar's bescht Getränk. Awer e güet Glas Wi esch o net züe verachte. „Mir han nix dergege!“ riefen andere. Und „Hoch der Herr Kreisdirakter!“ erklang von allen Seiten. „Er soll lawe, so lang as d'r Wi uns schmeckt!“ Einstimmig wurde der Antrag angenommen und die Wasserleitung bewilligt. So stieg die Fidulität [*Zwanglosigkeit*] immer höher, bis schließlich die anbrechende Dunkelheit zum Aufbruch mahnte. Gerührt sanken sich einzelne Gemeindevertreter beim Abschied in die Arme, indem sie sich ewige Freundschaft gelobten. So war der Streitfall glücklich erledigt.

Wie erstaunt war aber der Kreisdirektor, als am folgenden Tage der Beigeordnete des Dorfs sich auf seinem Amtszimmer anmelden ließ. Schon befürchtete er, die Geschichte würde von neuem losgehen, als der Beigeordnete auf die Frage, was ihm die Ehre seines Besuches verschaffe, verlegen seinen Hut hin und her drehte und stotternd erwiderte: „E schön Kompliment vo unserm Herr Maire, un er scheckt mich züem Herr Kreisdirakter, um züe froge, was gestern eigtlich beschlosse wore esch. Vo uns weiß es niemets me.“ Da brach der Kreisgewaltige in ein langes, herzliches Lachen aus.

Q.:Breisgauer Sonntagsblatt Jg. 1910

Herberge vor 500 Jahren

Scherr, Johannes

(nach Erasmus von Rotterdam)

Vorwort (Bernd Kellner)

In der „Deutschen Kultur— und Sittengeschichte“ von Johannes Scherr, in der „Dritten, vermehrten Auflage“ 1866 im Verlag von Otto Wigand in Leipzig herausgegeben, findet sich im Dritten Kapitel des Zweiten Buches, welches das „Zeitalter der Reformation“ zum Inhalt hat, unter dem Titel „Die materielle und gesellige Kultur“ der Abschnitt: „Ein deutsches Gasthaus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“. Es handelt sich, wie der geneigte Leser gleich feststellen wird, dabei um das überraschende Zitat einer wohlbekannten Persönlichkeit, von der man sonst anderes humanistisches Schrifttum zu erwarten gewohnt ist, nämlich Erasmus von Rotterdam.



Erasmus von Rotterdam
Kupferstich von Albrecht Dürer
(Q.: Brockhaus, 1930, Band 5)

Es dreht sich um einen zeitgenössischen Spiegel, der doch auch uns Heutigen zeigt, wie sich Kollektivzwang, Sensationslust, Lautstärke und Alkohol auswirken - und dies beileibe nicht nur bei den Deutschen. Der Text, im Original an einem Stück, ist des besseren Lesens wegen in Abschnitte eingeteilt, die ursprüngliche Schreibweise belassen. Johannes Scherr schreibt:

Es scheint mir hier ein passender Ort zur Einflechtung der bekannten Schilderung deutscher Gasthäuser in des 16. Jahrhunderts erster Hälfte, wie sie der große Humanist Erasmus in seiner „colloquia“ gegeben und neuerdings Rudhart mit Beiseitelassung der dialogischen Form verdeutscht

hat. Möglich, dass den feingebildeten Erasmus sein Witz verleitet hat, da und dort die Farbe zu drastisch aufzutragen, und gewiss, dass schon in den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts in Deutschland, besonders in den reichen Handelsstädten, Gasthäuser existierten, welche dem Reisenden einen bequemen und gemüthlichen Aufenthalt boten. Auf solche Ausnahmen passte also des Rotterdammers Beschreibung nicht. Dagegen passt sie ohne Zweifel auf die große Mehrzahl der deutschen Herbergen und vollends auf die ländlichen. Sie lautet so:

„Bei der Ankunft grüßt Niemand, damit es nicht scheint, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrien hast, steckt irgend Einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diese Herausschauenden muss man nun fragen, ob man hier einkehren könne. schlägt man es nicht ab, so ersiehst du daraus, dass du Platz haben kannst.

Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige aufbehalten. Wenn du Etwas tadelst oder irgendeine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: ‚Ist es dir nicht recht, so suche Dir ein anderes Gasthaus!‘. Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast eben so teuer als der Haber selbst verkauft.

Ist das Pferd versorgt, so begibst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen und Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so unsauber, dass du dich nach

einem anderen Wasser umsehen musst, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen.

Kommst du um 4 Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie Alle sehen, damit auch Allen dieselbe Bedienung zu Theil werde. So kommen in demselben geheizten Raum häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Flussreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, gesunde und Kranke. Hier kämmt der Eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein Anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, Jenem stößt der Knoblauch auf, kurz, es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen, wie beim Thurm zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind Aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika herbeigebrachten Gethiers; und selbst, nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling mit nach dem Rücken zugekehrten Antlitz und das Essen vergessend, beständig mit unverrückten Augen an.

Etwas inzwischen zu begehren geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, lässt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenn gleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird, denn es bildet bei ihnen (den Deutschen) einen vorzüglichen Punkt guter Bewirthung, wenn alle vom Schweiß triefen. Öffnet nun einer, ungewöhnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: ‚Zugemacht!‘. Antwortest du: ‚Ich kann's vor Hitze nicht aushalten!‘, so heißt es: ‚Such' dir ein anderes Gasthaus!‘.

Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einathmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Von stinkendem Athem gibt es Viele, die an heimlichen Krankheiten, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze leiden, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht grössere Gefahr als von Aussätzigen. Der bärtige Ganymed kommt wieder und legt auf so

vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens 8 Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, Herren und Diener. Sobald sich Alle an den Tisch gesetzt, erscheint wieder der sauersehende Ganymed und zählt nochmals seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden Einzelnen, einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne dass irgendwer das Essen begehrt.

Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man Anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehler umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: ‚In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.‘. Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen.

Bald kommen mit grobem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstückchen mit Fleischbrühe, oder, ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Mußart, hierauf festere Speise, bis dem wohlbezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab.

Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige oder gar der Gastwirth selbst, welcher letzterer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind den Wirthen angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte im Weine verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen.

Es ist zum verwundern, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den Anderen. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, daß die Stube vom Einsturze bedroht ist und Keiner den Anderen hört. Und doch glauben sie, so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben.

Ist endlich der Käse abgetragen, der ihnen nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt oder von Würmern wimmelt, so tritt wieder jener Bärtige auf mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichtes wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen und zwar Einer nach dem Andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im stillen nach; fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche; wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: ‚Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die Andern!‘.

Wünscht ein von der Reise Ermüdeter, gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die Uebrigen sich niederlegen. Dann

wird Jedem sein Nest gezeigt und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten Nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zum letzten Mal gewaschen worden.“

Nachwort (Bernd Kellner)

Natürlich mögen sich hier und da in entlegenen Gegenden der heutigen Welt noch immer solche Verhältnisse für überraschte Reisende auftun, aber der Leser dieser Beschreibung wird sie unwillkürlich mit den heutigen „Standards“ vergleichen und sich bei der nächsten gastronomischen Übernachtung dankbar erst einmal in seinem zum Empfang sauber hergerichteten Zimmer frischmachen, bevor er den gebotenen individuellen Service bei der folgenden Mahlzeit in Anspruch nimmt. Der große und weitgereiste Gelehrte und Humanist Desiderius Erasmus von Rotterdam (1466 - 1536) hätte das moderne Angebot jedenfalls bestimmt sehr genossen. Übrigens war er, nach Aufhalten in ganz Europa, 1529 von Basel nach Freiburg gezogen, wo er zuerst im „Haus zum Walfisch“ (Sparkasse) wohnte bis er das „Haus zum Kindlein“ (Schiffstraße 7) kaufte. Er starb 1536 in Basel, wohin er im Jahr zuvor wieder zurückgekehrt war.

Q.: Scherr, Johannes, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte 3. Auflage, Verlag von Otto Wigand, Leipzig, 1866



Erinnerungstafel am Haus zum Walfisch
(Sparkasse Freiburg, Eingang Franziskanerstrasse)

Großherzogl. Baustellenbesichtigung

[Q.: *Lahrer Hinkender Bote* 1905]

Ein Italiener stand neben der Landstraße im tiefen Dreck und besserte eine zerbrochene Wasserdohle aus, mit Simenti, wie er sagte.

Kommt der Straßenmeister gegangen, die Hosen in den Stiefeln, den Stock in der Hand. Er bleibt stehen und guckt tiefsinnig in das wässerige Loch, in dem der Italiener steht.

Da rasselt's in der Ferne. Aha! Zweispännig: der Kgl. Straßenbauinspektor mit seinem Assistenten. Zugleich saust daneben an der Station ein Eisenbahnzug an. Der Herr Inspektor hätte ja auch den Zug benutzen können, das hätte den Staat nichts gekostet. Aber zweispännig macht sich's würdiger, auch plärierlicher bei dem schönen Sommerwetter, und gibt besseren Appetit. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt an den lumpigen zwanzig Mark? Andere machen's auch so. Es fragt niemand darnach.

Die Herren steigen aus, begrüßen den Straßenmeister huldvollst. „Haben Sie das Mittagessen bestellt, Herr Assistent?“ „Jawohl, Herr Inspektor.“ „Auch Forellen?“ „Jawohl Herr Inspektor.“ „Das ist sehr wichtig. Der Herr Oberinspektor legen großen Wert auf Forellen.“

Da rasselt's auf der andern Seite, wieder zweispännig. Aha, der Herr Oberinspektor aus der Residenz mit noch einem Herrn von der Regierung. Abermals fährt, diesmal von der Residenzrichtung her, ein Zug an der Station an, aber die Herren achten nicht darauf. So macht sich's besser und plärierlicher. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt an den ... usw. Die andern machen's auch so.

Die vier Herren begrüßen sich, fragen nach dem Wohlergehen ihrer gegenseitigen Lieben daheim, nach dem neuesten Klatsch, Beförderungen etc. Man berät über das Mittagessen. Dann wendet man sich endlich zur Beratung des Loches.

Das ist eine böse Sache! Nämlich die Gemeinde Hintermond weigert sich, an den Kosten für Reparatur der Dohle mit ihrem sonstigen Drittel teilzunehmen, da diese Dohle pures Eigentum des Fiskus sei und ihr nicht den geringsten Nutzen bringe. Deshalb wurde seitens des Fiskus Augenschein genommen.

„He, Italiano, was wird die Reparatur da kosten?“ „Come habe sie gesait?“ „Was das Ding kostet? Na, der Kuckuck mit dem welschen Kerl. Kann denn



keiner der Herren italienisch?“ „Ah, costa? O, i verstand, costa swanbig Mark.“

Die Herren machen ernste Gesichter. Es handelte sich um ein Streitobjekt von $6\frac{2}{3}$ Mark. Wert genug, um vier höhere Beamte, vier Pferde, zwei Wagen und einen Straßenmeister in Bewegung zu setzen. Man muß den Vorteil des Staates mit Gut und Blut, nötigenfalls sogar mit Forellen verteidigen. Sehr ernste Beratung. Beschluß: Man wolle die Gemeinde ersuchen, um des lieben Friedens willen guttats-weise die $6\frac{2}{3}$ Mark zu erlegen. Wenn sie es nicht täte, sei es immer noch Zeit, daß der Staat bleche. Fertig.

Die schwere Tagesordnung ist wieder einmal erledigt. Nun muß man sich durch das übliche gute, bestellte Mittagessen dem Staat möglichst lang erhalten. Der Straßenmeister wird huldvollst verabschiedet. Er pilgert mit seinem Stecken die Straße entlang heimwärts und raucht seine Pfeife, daß man es in der reinen Feldluft weithin riecht.

Die vier höheren Herren aber besteigen wieder die Chaisen und fahren nach dem Hirschen in Hintermond, wo man bekanntlich am besten in der ganzen Gegend zu Mittag ißt. Dort hofft man heute außerdem noch den Oberförster zu erwarten, auch den Amtsrichter, den Bauinspektor, den Notar und den Steuerkommissär, alle in Amtsgeschäften. Ja, dort ißt man gut, das weiß man bis ins Ministerium hinein.

Als die zwei Chaisen abgefahren waren, sah ihnen der Italiener lange nach, schüttelnden Kopfes. Dann sagte er:

„Deutschland, verrückt Land:
fünf guck, eins schaff.“

Keine Spur von Harmonie

(Unterschiedliche Spurweiten der Kutschen
in den deutschen Regionen)

Maßnahmen zum Schutz der heimischen Wirtschaft vor „ausländischer“ Konkurrenz sind keine Erfindung unserer Tage. Auch in der Zeit der Kutschen war man in dieser Hinsicht schon sehr kreativ. So führten viele deutsche Länder für ihr Hoheitsgebiet Vorschriften über die Spurbreite von Kutschen ein und wählten die Werte so, dass die Kutschen der anderen Länder „unvorschriftmäßig“ waren.

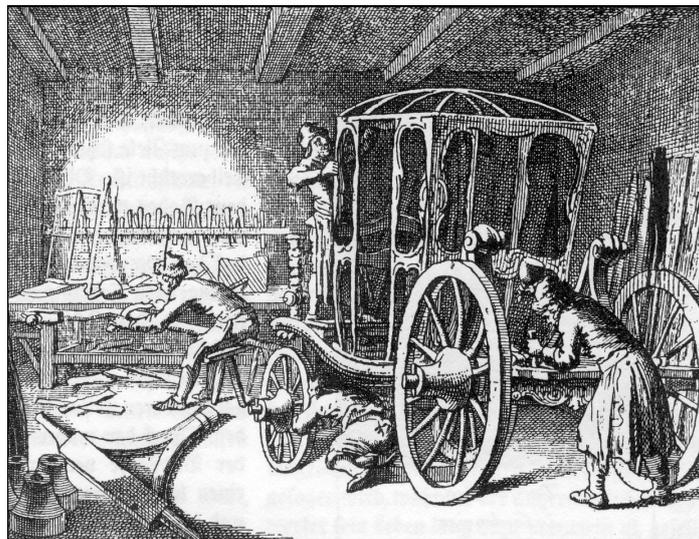
Die nachfolgende Tabelle stammt aus dem Nachschlagewerk „Theoretisch-praktisches Handbuch für Wagenfabrikanten und alle beim Wagenbau beschäftigten Handwerker“, das 1891 in dritter Auflage in Weimar erschien.

Region	Spurbreite (in m)
Königreich Bayern	1,125
Königreich Sachsen	1,138
Königreich Württemberg	1,161
Großherzogtum Baden	1,161
Bayrische Pfalz	1,230
Herzogtum Holstein-Lauenburg	1,356
Königreich Preußen	1,362
Hamburg	1,414
Mecklenburg	1,440
Herzogtum Braunschweig	1,440
Großherzogtum Oldenburg	1,440

*Zum Vergleich Eisenbahn-Spurweiten:
Euro-Norm 1,435(m), Russische Norm 1,524(m)*

Es versteht sich fast von selbst, dass die Kutschen von der Konkurrenz, die mit verbotenen Spurweiten daherkamen, bei den Straßen-Benutzungsgebühren entsprechend zur Kasse gebeten wurden.

Q.: Albrecht/Wolniak, Die Geschichte des Handwerks,
Edition XXI-Verlag, 2004



Kutschenbau im 18. Jahrhundert“
(Germanisches Museum, Nürnberg)

Über Freiburgs Dächern

Der Nick, seit dem Jahr 1872 ein Steinmetz der Freiburger Münsterbauhütte, war ein stiller, bescheidener Mann, der die unter Lebensgefahr zu verrichtenden Ausbesserungsarbeiten am Hauptturm des Münsters oder im morschen Gestein der Hahnentürme nur wenn es durchaus sein musste, unter Schutzmaßnahmen durchführte.

Unzählige Male erkletterte er, sich am Maßwerk und an den Krabben emporschaffend, die Pyramide des 116 Meter hohen Turms. Wenn ihn Straßenpassanten zufällig so zwischen Himmel und Erde hängen sahen, schauten sie ihm wohl eine Weile zu, ehe sie weiterbummelten.

Doch nur einmal im Jahr, am Geburtstag des Großherzogs [9. September], erhob sich in ihren Augen die Leistung Nicks zum Range einer Sensation: da nämlich turnte er nicht nur den steilen und zartgekrüvten Helm hinauf, sondern schwang sich auch noch auf die Kreuzblume, um die Wetterfahne, den goldenen Stern und den Halbmond zu putzen.

Damit wenigstens wurde uns Kindern der Zweck seines Aufstiegs erklärt. Mit Bewunderung verfolgten wir das waghalsige Unternehmen unseres

Freundes (der uns zuweilen mit Münster-Fledermäusen beschenkte), und wenn wir ihn nur noch als winziges Pünktchen da oben hantieren sahen, krampfte sich unser Herz zusammen im Wunsch, der blöde alte Schulbubenvers „Nick, Nick, Nick, - keit er runter, bricht ers Gnick“, möge sich nicht verwirklichen. Nun, er hakelte sich immer wieder glücklich am steinernen Spinnewebe herab - sein Wagnis und das Alpdrücken der vielen Zuschauer wurde an den Großherzogstagen stets gut überstanden.

Eines Tages aber hieß es: Der Nick ist tot. Er ist abgestürzt. Man brauchte nicht lange zu fragen, wo das Unglück geschehen war. Dann aber erfuhr man, dass er, der bei den riskanten Klettereien so oft sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, keineswegs vom Turm des Münsters - sondern in seiner Behausung die Treppe hinunter gefallen war.

Ein paar lächerliche Stufen im Dunkeln des Eckhauses am Buttergässle waren ihm zum Verhängnis geworden. Der Nick starb am 29. September 1910.

Q.: BADEN, Monographie einer Landschaft, Jg. 1955, Heft 3

Klösterliches Wein-Lob

(Abt Benedikt Knittel)

Den Trauben isßt und trinket man
In Durst und Hunger steht er an,
Mit dem kannst Du ein Mahlzeit halten
Sogar in beiderlei Gestalten.

Ohn' Schmalz und Salz, ohne Küchenschief
Ohn' Wasser, Löffel und Service
Er braucht kein Feuer, Hafen, Bronnen
Ist schon gekocht von Hitz und Sonnen.

So hoch ist Wein und Brot geacht'
Woraus der Herr sein Leib gemacht.

Den guten Wein ich sehr beklag
Er liegt im Keller Jahr und Tag
In Banden, Stock und Block gefangen
Was Böses hat er denn begangen?

Prodeat ut prosit!*

Ein Trunkenbold lebt selten lang,
Den beißt der Wein gleich einer Schlang.
Zernagt gemach den Lebensfaden,
Dem wird das Faß zur Todtenladen.

Ums Jahr 1700 entstanden. Inschrift an den Zellentüren
des ehemaligen Klosters Schöntal bei Heilbronn.
(Heute Tagungshaus der kath. Diözese Rottenburg-Stuttgart)

Verfasser der Verse ist der Schöntaler Abt Benedikt Knittel (Abt von 1683-1732),
aus dessen Feder viele Reime entstanden.

* „Prodeat ut prosit“ ist ein verkürztes Zitat von Knittel und sagt auf Deutsch sinngemäß etwa:

„Was nützt der beste Wein im Kellerfass.“

[Info von Lateinlehrer Hans-Jürgen Günther, Studiendirektor a. D.]

Hannes und der Hofmetzger

Eine Zoll-Geschichte aus Säckingen um 1920

Der Hannes hat mit dem Hofmetzger gewettet, daß er ihm ein lebendes Kalb zollfrei aus der Schweiz bringe gegen ein Goldstück und guten Taglohn. Nun, der Metzger hat's dazu, und der Hannes kanns gut brauchen. Freilich glückt es ihm nicht auf Anhieb, denn am Weg liegt das Zollamt. Geht er also in die Schweiz, so sagt er dem Zöllner, er hole drüben den großen Hund des Nehrainers, und zwar in einem Sack, sonst entlaufe ihm das Tier am Ende unterwegs; auch sei es bissig. So sollten sie ihn denn ungeschoren durchlassen. Der Zöllner meint, das komme auf die Umstände an. „Die Umstände kennt das Zollamt jetzt; oder hab ich was verschwiegen?“ fragt der Hannes, greift an den Hut und geht. Als er wieder kommt und der Sack ihm auf dem Rücken ungebärdig tut, daß es den Hannes fast umreißt, winkt ihm der Zöllner und amtet ihn an: „Aufmachen den Sack!“ „Es ist der Hund; ich bürg Euch für nichts!“ trotz der Hannes. „Aufmachen; wir müssen's sehen!“ „Daß er mir herausschießt und davonrennt?“ „Das ist Eure Sache“, sagt der Beamte; „wir tun nur unsre Pflicht.“ „Und wenn er Eurer Pflicht an den Windfang fährt?“

Aber der Zöllner löst die Schnur, und wenn ihm jetzt der Hundsrachen droht und der Sack zappelt und strappelt, bis das Tier wütend herausfährt – wer weiß, ob der Hannes nicht hinterrücks nachgeholfen hat? Was tuts? Das Mordstier, groß wie ein Sechswochen-Kalb, ist heraus und wendet vor dem grünen Pflichtmann und bellt und rast über die Grenze zurück, wie vor dem Leibhaftigen. „Hol Euch--“, sagt der Hannes, bezähmt sich aber; denn er muß ja wieder an dem Grünen vorbei. „Daß Ihr mir dann aber den Sack ungeschoren laßt!“ sagt er und geht dem Hund nach. „Diesmal hab' ich ihn fest“, meint er, als er zurückkommt. „Wollt Ihr ihn aber noch einmal sehen, so trag ich das Tier zurück, und die Bahn bringt's herein.“ Der Zöllner lacht, greift aber doch an dem Sack herum, der ein paar mal ausschlägt, sonst aber manierlich ist, und so läßt ihn der Beamte ziehen. Und der Johannes geht unverweilt zum Hofmetzger mit dem Kalb und steckt Lohn und Goldstück ein, wie gewettet. Als der Spaß verjährt ist, erzählt er ihm aber dem Zöllner, der freilich als ein besonderer Ober - unterweilen nach Karlsruhe befördert ist.

Q.: Heinrich Ernst Kromer, Alemannisches Geschichtsbuch, Sackman-Verlag, Leipzig, 1937

Erntedank anno 1906:**Die Dorfleute danken.***F. Hindelang*

Tag und Nacht, und Frost und Hitze
Wechselten im Lauf der Zeiten,
Tagesschwüle, grelle Blitze –
Und ich sah den Landmann schreiten,

Mit dem Pflug die Scholle reißen,
Goldne Saat zur Erde werfen.
Vor dem Erntetag, dem heißen,
Hört' ich ihn die Sense schärfen,

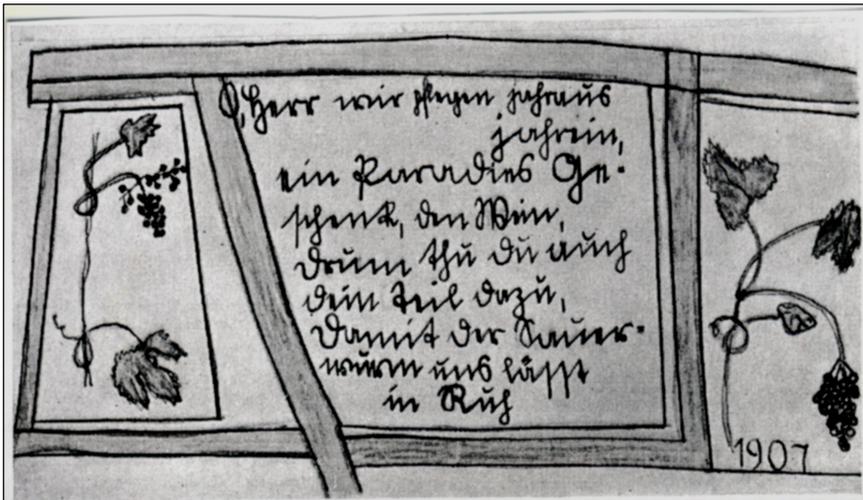
Daß ihr Schnitt die Halme senke.
Jeder Tag – ein neues Ringen.
Doch am Tag der Sichelhenke
Hört' ich Erntefreude singen.

Auf dem Feld ist euch begegnet
Einer, dessen Licht euch leuchtet.
Auf des Wort die Wolke regnet,
Dessen Tau den Grashalm feuchtet.

Trugen nicht des Dorfes Fluren,
Trug das Schaffen eurer Hände
Nicht des reichen Segens Spuren,
Wenn er schritt durch das Gelände?

Windet Kränze nun aus Ähren,
Die sich um die Früchte ranken.
Tragt sie zu des Herrn Altären!
Herr Gott, horch: Die Dorfleute danken!

Q.: Gemeindeblatt der ev. Kirchengemeinde Eichstetten:
„Die Dorfheimat“, Nov. 1906



Inschrift und Zeichnung am Fachwerk des (damaligen) Hauses Nr. 44 in Bickensohl

Die Inschrift lautet:

*O Herr wir pflegen jahraus
jahrein,
ein Paradies Ge-
schenk, den Wein,
drum thu du auch
dein Teil dazu,
damit der Sauer-
wurm uns lässt
in Ruh*

[Sauerwurm = Traubenwickler]

Q.: Oberrheinische Heimat, Der
Breisgau, Bad. Heimat, Freiburg,
Jg. 1941

Inhaltsverzeichnis:

Im Burghof der Ruine Landeck
Der rechte Barbier
Bedeutung des unterschiedlichen Glockenläutens, am Beispiel Sexau
Der überlistete Wirt
Der Schenkelewirt von Ebnet
Tanz auf den Traubenbeeren
Bellinger Reordnung aus dem 12. Jh.
Nachlass
Vom Trinken in alter Zeit
Der Kellermeister und seine Frau
Gott-Vater, der nie zu seiner Ehre kommt
Gesegnete Weinjahre in verschiedenen Jahrhunderten
Der Fuchs und die Trauben
Der Ihringer salomonische Rechtsspruch
O alte Burschenherrlichkeit
Zu schnell auf der Karl-Friedrichstraße unterwegs
Herr Kreisdiraktor, esch noch net Zitt!
Herberge vor 500 Jahren
Großherzogliche Baustellenbesichtigung
Keine Spur von Harmonie
Über Freiburgs Dächer
Klösterliches Weinlob
Hannes und der Hofmetzger
Die Dorfleute danken
Hausinschrift in Bickensohl

Autor/Quelle

Kammerer, Wilhelm	01
Chamisso von, Adelbert	02
Jenne, Botho	03
Grimmelshausen von, H. J. Ch.	05
Hörth, Otto	06
Bronner; um 1835	07
ZK Breisach, Hrsg.	08
ZK Breisach, Hrsg.	08
Breisg. Sonntagsblatt, Jg.1913	09
Lynker, Eduard	10
Breisg. Sonntagsblatt, Jg.1913	10
Vilgis, Karl Friedrich	11
Ramler, Karl Wilhelm	13
Zimmersche Chronik	14
Baden, Monographie, 1955	14
Privatarchiv	15
Breisg. Sonntagsblatt, Jg.1910	16
Scherr/Erasmus v. Rotterdam	17
Lahrer Hinkender Bote, 1905	20
Geschichte des Handwerks, 1891	21
Baden, Monographie, 1955	22
Knittel, Benedikt	22
Kromer, H. E.	23
Hindelang, F.	23
Oberrheinische Heimat, 1941	24

Herausgeber: Hachberg-Bibliothek e.V., Emmendingen
 Redaktion/Satz: Günter Schmidt, Tulpenweg 15, 79312 Emmendingen
 Tel: 07641/42129
 E-Mail: guenterschmidt11@web.de
 Druck: Blum-Digital-Druck, Teningen

Das **Hachberg-Mosaik** erscheint in loser Folge kostenlos für die Mitglieder und Gönner der Hachberg-Bibliothek und dient ausschließlich zu deren persönlichen Nutzung.

Weitere Verwertung der Texte/Fotos/Zeichnungen durch Andere darf nur erfolgen, wenn beim Rechteinhaber (siehe Verfasser- und Quellenangabe) die Genehmigung eingeholt und die Mosaik-Redaktion davon informiert wurde.

Alle Autoren, Lektoren, Hefte-Ersteller usw. arbeiten ehrenamtlich, die Druck- und Papierkosten werden aus Mitgliedsbeiträgen beglichen, so dass für die Mitglieder nur (eventuelle) Portokosten entstehen.